

Wenn Liebe nicht ausreicht

Geistig Behinderte und Elternschaft: Längst steht ihr Recht darauf außer Frage. Doch damit die Mütter mit ihren Kindern zusammenleben können, braucht es intensive Betreuung. Welche Erfahrungen man damit bei der Hephata-Stiftung in Mönchengladbach gemacht hat

Von Heidrun Graupner

Mönchengladbach – Die junge Frau sitzt angespannt auf ihrem Stuhl. Durch eine Glasscheibe schaut sie in den Tanzsaal, wo kleine Mädchen versuchen, im Takt einer Klaviermusik im Kreis zu hüpfen. Viele Mütter sitzen und stehen vor der Glasscheibe, sie reden und lachen. Die rundliche Frau mit den feinen Gesichtszügen redet nicht und lacht nicht. Nichts anderes scheint in diesem Moment zu existieren als ihre kleine, dünne, kluge Tochter im rosa Pulkleid. Betätigt, das wollte sie für die Tochter, und das hat sie durchgesetzt, gegen den Willen der Großmutter.

Elisabeth Schreiner und Anna. Ihre Geschichte ist lang, und sie ist noch lange nicht zu Ende. Sie und ihre Familien hier heißen in Wirklichkeit anders, weil sie Schutz brauchen und ein möglichst normales Leben führen sollen. Elisabeth Schreiner konnte das viele Jahre nicht. Bei einem Onkel wuchs sie auf, ein geistig behindertes Mädchen, das misshandelt wurde, das ein Verwandter in Besitz nahm. Zweimal wurde sie schwanger, beide Kinder sind behindert. Mitarbeiter eines Jugendamtes fanden Mutter und Kinder verwaist in einer Behausung ohne Licht und Wasser. Die Kinder kamen in Pflege, die Mutter wurde in der evangelischen Stiftung Hephata aufgenommen. Drei Jahre dauerte es, bis sie fähig war, sich im Alltag zurechtzufinden, da war sie Anfang dreißig. In der ersten Zeit kam ihr Vergewaltiger auf das Gelände und forderte sie zurück; sie gehöre ihm, rief er.

Die menschenverachtende Vererbungslehre sitzt noch tief in den Köpfen

Auf einem Hügel über Mönchengladbach liegt die Stiftung Hephata, in einem großen Park mit schönen alten Bäumen. Als „evangelische Heil- und Pflegeanstalt für blödsinnige Kinder“ war sie vor fast 150 Jahren gegründet worden. „Offne dich“, heißt Hephata, und es ist das aramäische Wort, mit dem Jesus im Markus-evangelium den Taubstummen heilt. Die Anstalt hat sich geöffnet, die alten Gebäude wurden fast alle abgerissen, kleine Häuser für Gesunde und für Behinderte entstehen. Elisabeth Schreiner lernte auf diesem Hügel zu leben, und sie lernte einen Mann kennen, der schwächer war als sie und den nun sie besitzen konnte. Und sie wurde wieder schwanger.

„Was haben wir falsch gemacht?“ Das war die erste Frage, die sich der Sozialpädagoge und Sozialpädagogen stellte. Eine Schwangerschaft hatten er und sein Team ausschließen wollen. „Aber sie wollte ein Kind, und sie hat Wege gefunden, ihr Wille war stärker als unsere Mechanismen, es zu verhindern.“ Stiftungsvorstand und Sozialpädagogen überwiegen, was sie Elisabeth Schreiner helfen könnten, das Kind zu behalten, und aus dem Notfall entstand das Projekt „Unterstützte Elternschaft“. 2003 war es nicht einfach, das Jugendamt von dem Plan zu überzeugen, weil in Mönchengladbach eine psychisch kranke Frau ihr Kind getötet hatte, das Jugendamt war in die Kritik geraten. Das ist Vergangenheit. Sechs behinderte Mütter mit ihren Kindern werden heute von der Stiftung betreut. SASKIA könnten mehr sein, ständig kommen flehende Anfragen. Doch dies würde Konzept und Finanzierung sprengen.

Der schwarze Stein steht zwischen alten Bäumen an jener Stelle, an der der Alter der Hephata-Kirche gestanden hatte, bevor Bomben 1944 die Kirche zerstörten. Der Kindermord des Herodes in den Worten des Propheten Jeremia und des Evangelisten Matthäus ist in den Stein gemeißelt: „Hörch, in Rama hört man Klagen und bitteres Weinen, Rachel weint ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen über ihre Kinder, denn sie sind nicht mehr.“ 188 behinderte Bewohner der Stiftung Hephata wurden in der Euthanasie-Aktion der Nationalsozialisten ermordet. Wie viele weitere geistig Behinderte sind nicht bekannt. 350 000 Menschen, vor allem Frauen, wurden in Deutschland Opfer des „entschlüssenen Willens, den Volkskörper zu reinigen und die krankhaften Erbanlagen auszumeren“.

Das Erbgesundheitsgesetz von 1934, das erst 1974 endgültig aufgehoben wurde, war aber kein typisch nationalsozialistisches Unrecht, es entsprach einer verbreiteten Vorstellung, dass geistig behinderte Frauen geistig behinderte Kinder bekommen. Über die Welt, in den USA, in Japan, in Europa, wurden Frauen zwangssterilisiert, in Schweden waren es zwischen 1935 und 1974 mehr als 60 000, weil sie angeblich „minderwertig“ und „lebensuntauglich“ waren. In Deutschland empfahlen noch in den achtziger Jahren Fachleute, geistig behinderte Kinder sterilisieren zu lassen, um „das Schlimmste zu verhüten“. 1992 wurden im Betreuungsgesetz neue Regeln geschaffen. Zwangssterilisation bei Minderjährigen ist seither verboten, für Erwachsene gelten strengere Auflagen.

Die menschenverachtende Vererbungslehre aber hat sich tief in viele Köpfe eingegraben, obwohl man weiß, dass geistige Behinderung im Grunde ein Problem ist, das aller Fälle während und nach der Geburt entsteht, die geringste Rolle spielt. Auch die sechs Frauen in der Stiftung Hephata haben gesunde Kinder. Und man hielt geistig behinderte Frauen für unfähig, Kinder aufzuziehen. Vor 20 Jahren kamen die Kinder nach der Geburt automatisch zu Pflegeeltern oder wurden zur Adoption freigegeben, mit Hinweis auf das Kindeswohl.



Saskia steht vor der Haustür und pustet Seifenblasen. Immer wenn eine große schillernde Seifenkugel davonschwebt, lacht sie, wie nur Dreijährige lachen können, quietschend vor Vergnügen. „Jetzt ist Schluss, mein Fräulein!“, sagt ihre Mutter, packt sie, wirft sie über ihre Schulter und steigt die Treppe hinauf. Und Saskia quietscht vor Vergnügen. Ulrike Fischer wurde vor einem Jahr in die Hephata-Projekt aufgenommen, aus einem Mutter-Kind-Heim kam die 30-Jährige, wo sie zu wenig Hilfe bekam. „Man hat dort gesagt, ich sei kein umgänglicher Mensch.“ Es ist ihr nicht anzumerken, dass sie geistig behindert ist und einen gesetzlichen Betreuer hat. Sie antwortet schlagfertig, sie ist informiert, wo man billig einkaufen kann, sie findet die besten Möbel im Sperrmüll. Über ihr Leben wissen die Sozialpädagogen wenig, zwei Kinder hat sie geboren, die bei einer Pflegefamilie leben. Drei Kinder, sagt sie selbst, seien genug, sie will sich sterilisieren lassen.

Ulrike Fischer und Saskia wohnen mit einer zweiten behinderten Mutter in einem kleinen Haus in einer ruhigen Straße. Es ist nichts Besonderes an diesem Haus, abgesehen vom Büro für die Mitarbeiter der Stiftung. Wenn eine Mutter mit einem Neugeborenen einzieht, sind drei Sozialpädagogen im Schichtdienst Tag und Nacht im Haus, mindestens drei Monate lang. Später, wenn die Mütter sicherer geworden sind, ist das Büro von 7 Uhr bis 21 Uhr besetzt, nachts gibt es eine Rufbereitschaft. Die Tür zum Büro steht fast

„Alle Frauen sind gewachsen mit ihren Kindern“. In den Hausern von Hephata lernen Mütter mit geistiger Behinderung, ihre Kinder möglichst selbstständig zu versorgen. Fotos: Matthias Jung

immer offen, es ist fast ein zweites Wohnzimmer. „Man merkt während des Dienstes, wie es den Kindern geht“, sagt Simone Höfer, „man kann sofort reagieren.“

Ulrike Fischer steht mittags atemlos und stolz in der Bürotür. In der Hand hält sie einen verdeckten Spiegel mit schwarzem Rahmen. Im Sperrmüll hat sie ihn gefunden, als sie Saskia vom Kindergarten abgeholt hat. Ganz erfüllt ist sie von diesem Spiegel, sie poliert ihn, sie kocht kein Mittagessen für das Kind. Es wolle nicht essen, behauptete sie, als sie gefragt wird, „Ulrike kann ihre eigenen Grenzen nicht einschätzen, sie kann dem Kind keine Grenzen setzen, und sie überfordert es“, sagt Simone Höfer. Wenn das Kind beim Putzen helfen will, lässt sie es die ganze Wohnung schrubben. Sie steckt es viel zu früh ins Bett, sie liest nur vor, wenn die Sozialpädagogin Simone Höfer das mit ihr übt. In der Wohnung hängt eine Tafel mit dem Wochenplan, jeder Schritt jedes Tages ist dort aufgeschrieben, jeder Schritt muss eingehalten werden.

Mehr als 2000 Kinder leben in Deutschland bei geistig behinderten Müttern oder Vätern, viele von ihnen in ähnlichen Projekten wie dem der Stiftung Hephata.

Und es werden mehr Kinder. Zwischen 1995 und 2005 nahm ihre Zahl nach einer Studie der Bremer Erziehungswissenschaftlerin Ursula Pixa-Kettner um fast 50 Prozent zu. „Sex erwünscht“, hieß es in den neunziger Jahren in Wohngruppen für Behinderte, eine Art sexuelle Befreiung war das, weil man erkannt hatte, dass Sex nicht verboten werden kann und darf. Seither werden mehr Kinder geboren, obwohl auf Verhütung geachtet wird, auch in der Stiftung Hephata, und obwohl viele der behinderten Frauen kein Kind wollen, auch weil sie wissen, dass sie dann noch stärker unter Aufsicht stehen. „Die Gruppe geistig behinderter Mütter und Väter“, schreibt Pixa-Kettner, „wird viel strenger kontrolliert und überwacht als jede andere Elterngruppe, und an geistig behinderte Eltern werden bisweilen sogar höhere Maßstäbe angelegt als an andere Eltern.“ Die Mütter, erzählt Jochen Amsink, müssten mehr wissen und sich häufiger mit Institutionen auseinandersetzen als nicht Behinderte, sie müssten erklären, warum sie ein Kind wollen.

„Das Recht auf das eigene Kind muss als selbstverständliches Menschenrecht anerkannt werden“, sagt der Tübinger Theologe und Psychologe Joachim Walter. Eine Tabuisierung des Kinderwunsches von geistig Behinderten bezeichnet er als unsinnig, auch wenn das Kindeswohl dem Kinderwunsch gegenübergestellt werden müsse. „Doch wer fragt in der sogenannten nicht-behinderten Normalbevölkerung nach einer Genehmigung?“ Also gleiches Recht für alle, weil alle Frauen gute und schlechte Mütter sein können und allen die Kinder weggenommen werden können, wenn sie schlecht versorgt werden.

Der Direktor der Stiftung, der Pfarrer Christian Dopheide, ist anderer Meinung. Nicht jeder Mensch, sagt er, habe die Kompetenz, sich um ein Kind zu kümmern. Und nicht alle behinderten Mütter werden im Projekt aufgenommen, nicht die psychisch Kranken, nicht die mehrfach oder schwer Behinderten, weil die Sozialpädagogen sich nicht betreten könnten, nicht zum Wohl des Kindes. Die Auswahl ist streng, mit Gutachten und in Gesprächen wird geprüft, ob die Frauen in das Konzept passen, ob sie eine Bindung mit dem Kind eingehen können, ob sie stark genug sind, es zu erziehen.

Und die Prüfungen gehen später weiter. Manchmal provoziert Simone Höfer eine Mutter, denn wir wollen wissen, wie sie reagiert, wenn sie schlecht drauf ist. Schlägt sie dann vielleicht zu? Nie weist Simone Höfer ein Kind zurecht, immer spricht sie mit der Mutter. „Wir erziehen

nicht das Kind“, sagt sie. „Wenn wir Erziehung nicht über die Mutter erreichen können, dann geht das Ganze nicht, dann ist eine Pflegefamilie für das Kind die bessere Lösung.“ Zweimal musste bisher eine Betreuung abgebrochen und die Kinder zu Pflegeeltern gebracht werden. Simone Höfer denkt noch immer an die Kinder und ihre Mütter, ihre Fotos hängen am Büroschrank. „Aber es ist besser so, es war zu schwierig.“

Verena Gärtner dürfte niemand ihr Baby wegnehmen. 25 Jahre ist sie alt, eine große, gutaussehende Frau, die langsam spricht. Seit einem Unfall ist sie geistig behindert, doch darüber redet sie nicht. Nichts will sie bei ihrem zehnten Monat alten Baby Pauline falsch machen. Grieföhre hat sie gekaut, und sie sitzt in der Küche, dreht die Packung hin und her und liest und dreht und liest. Dann geht sie ins Büro und fragt, ob das der richtige Brei sei. Vieles muss ihr immer wieder gesagt werden, bis sie es weiß. Wenn sie das Gefühl hat, etwas sei nicht geregelt, dann brodelt es in ihr, man sieht es ihrem Gesicht an. Mit Zahlen hat sie Schwierigkeiten und mit der Zeit. An die Zukunft aber denkt sie, auch an die Zukunft Paulines.

„Alle Frauen“, sagt Simone Höfer, „sind gewachsen mit ihren Kindern.“ Verena Gärtner hat gelernt, das Baby zu versorgen, einzukaufen, zu kochen, mit Geld umzugehen. Es ist ein streng geordnetes Leben, das die Frauen führen, auch was die Partner angeht. Im komplizierten Regelwerk der Finanzierung, die von der Jugendhilfe übernommen wird, sind Partner nicht vorgesehen, sie wohnen woanders, übernachten nur hin und wieder bei den Frauen. Die Arbeit werde so einfacher, meint Simone Höfer, ein behindertes Paar zu betreuen, sei sehr aufwendig. Bei Verenas Mann aber würde sie eine Ausnahme machen. Mittags kommt Felix Perger zu seiner Familie, dann schaut er als Erstes nach Pauline, seiner Maus, wie er sie nennt. Er arbeitet in einer Baufirma, auch er geistig behindert. Niemand weiß, ob er Paulines Vater ist, doch er hat die Vaterschaft anerkannt, er liebt das Kind. Und er liebt Verena, sie haben im

„Auch in ganz normalen Familien gibt es Schwierigkeiten“

Herbst geheiratet, was nicht einfach war. Der Stiefesvater wollte sich geweiigert, zwei geistig Behinderte zu trauen, und die Sozialpädagogin Höfer musste ihm erklären, dass es seine Pflicht sei zu prüfen, ob die Beeinträchtigung der Geistestätigkeit sich auf die Ehe erstrecke. Er prüfte und war ergraut, wie überlegt die beiden waren, ernsthafter als viele andere Paare.

Direktor Dopheide weiß, dass er sich mit seinem Projekt auf schwieriges Terrain begeben hat. Nicht das Geringste darf passieren, kein Kind in Gefahr geraten. Und er kennt die Kritik. Wohlstand der Luxe sei es, wenn eine geistig behinderte Mutter bis zu drei Betreuerinnen habe, arme Alleinerziehende aber auf der Strecke blieben mit all ihren Grundrechten. Pfarrer Dopheide sieht es anders. „Wenn die Wahrung der Sexualität als ein Menschenrecht gilt“, sagt er, „wie geht man dann um mit dieser Elternschaft?“ Das ist eine ethische Frage.

Elisabeth Schreiner ist sehr selbständig geworden. Sie lebt mit Anna in einer betreuten Wohnung in der Stadt und arbeitet in einer Gärtnerie. Mit Geld kann sie noch immer nicht umgehen, manchmal schließt sie kühne Verträge ab, die Sozialpädagogen und der gesetzliche Betreuer müssen ersprochen eingestimmt. Ihre Geschäftsfähigkeit wurde eingeschränkt. Zuverlässigkeit aber, Liebe, emotionale Bindung hatten ihr die Sozialpädagogen bereits 2003 zugezählt, und auch, dass sie mit der Entwicklung ihres Kindes Schritt halten kann, auch die geringe. „Jeden Tag schaut jemand von der Stiftung nach ihr und dem Kind, das ist die Krücke, die sie mit ihrer Behinderung braucht.“

Auch Anna braucht Hilfe von außen, mehr denn je. Wie unterstützt man Kinder, wenn sie anfangen zu fragen, und die Mutter nicht antworten kann? Wann genügt Liebe und Zuwendung, die geistig behinderte Mütter geben, nicht mehr? Was passiert, wenn die Kinder in die Schule kommen, in die Pubertät? „Diese Erfahrung haben wir noch nicht, aber sie wird kommen“, sagt Simone Höfer. Forschung dazu gibt es kaum, man weiß, dass ältere Kinder seltener bei ihren Eltern leben, dass sie entweder die behinderten Eltern unmöglich finden und sie ablehnen oder die Verantwortung übernehmen.

Anna revoltiert nicht, sie ist erst fünf. Zwei Tage in der Woche ist sie bei den Großeltern, dort sieht sie auch ihren behinderten Vater. „Das Kind hält uns fit“, sagt die Großmutter, für die Enkelin ist es alles. Viele Großeltern schaffen das nicht, „viele sind zerissen“, sagt Jochen Amsink, „wenn das behinderte Kind, dem sie alles geben haben, plötzlich Vater oder Mutter sein soll“. Viele haben nicht die Kraft, mit einem Enkelkind von vorn zu beginnen, viele haben Angst vor dem Moment, in dem das Kind erkennt, dass die Eltern geistig behindert sind.

Wie wird Anna reagieren, deren Selbständigkeit und Sprachbegabung alle verblüffen? Die Kindergartenkinder hätte sie am liebsten schon in die Schule geschickt. Klein ist sie und wird, wie sie nicht essen mag. Wie wird sie reagieren, wenn andere Kinder ihr nachrufen: „Deine Mutter ist blind?“ Dieses Jahr, sagt Simone Höfer und kinnst bedrückt, wenn Anna in die Schule kommt, werden die ersten Schwierigkeiten beginnen. „Und sie fügt schnell hinzu: ‚Aber auch in ganz normalen Familien gibt es Schwierigkeiten.“



„Wenn wir die Erziehung nicht über die Mütter erreichen, dann geht das Ganze nicht.“ Die Sozialpädagogin Simone Höfer in Mönchengladbach.